

Was ich am Ende des Krieges in St. Ottilien erlebt habe

Eine Dokumentation von Erika Grube

(Aus: Der fünfarmige Leuchter, Bd. 3,
hg. von Frumentius Renner, St. Ottilien 1990, S. 103-111)

Es ist eine bekannte Tatsache, dass ein Ereignis, bei dem viele Menschen anwesend waren, von jedem Augenzeugen anders erinnert und beschrieben wird. So suche ich nun in meinen persönlichen Erinnerungen, was für Bilder aufsteigen, wenn ich an die chaotische und umwälzende Zeit zwischen 1944 und 1947 denke.

Ich kam Ende 1944 von der bombenzerstörten Münchner Kunstakademie in das damalige Reservelazarett St. Ottilien, da ich früher schon eine Ausbildung als Bewegungs-Therapeutin absolviert hatte. In den ersten Maitagen 1945 wurde das Lazarett von den Amerikanern in ein DP-Hospital umgewandelt, wo die überlebenden Juden aus den Arbeits- und Konzentrationslagern untergebracht wurden.

Die erste Erinnerung stammt aus den letzten Tagen des Krieges, als die amerikanische Front von Westen her näherrückte. Niemand wusste, wann sie uns erreichen würde, denn die von der Nazi-Regierung gesteuerten Medien waren verstummt – es herrschte ein völliges Chaos.

Kurz bevor die Amerikaner St. Ottilien „einnahmen“, wurden bei Nacht und Nebel ein paar ausgemergelte Gestalten wie Vieh am Klostergelände vorbeigetrieben. Es waren jüdische KZ-Häftlinge, die den Amerikanern nicht unter die Augen kommen sollten und von SS-Leuten in Zivil vor der Front hergetrieben wurden. Einer der Häftlinge brach erschöpft zusammen und wurde, am Boden liegend, sofort erschossen und liegengelassen. Diesen Vorfall hat die Chefsekretärin, mit der ich das Zimmer teilte, selbst mitangesehen. Ich werde nie vergessen, wie sie sich fassungslos weinend über ihr Bett warf.

Zwei Tage später, gegen Abend, arbeitete ich wie immer in meinem Behandlungsraum oben im Kloster, genannt „Kloster Medico“. Plötzlich sagte eine Kollegin zu mir: „Du, schau mal raus, ich glaube, da kommt ein Panzer oder so was.“ Wir lehnten uns aus dem Spitzbogenfenster und wunderten uns; denn hinter dem Milchwagen, der allabendlich die Milch ins Lazarett brachte, kroch ein amerikanischer Panzer den Weg herauf. Er musste ebenso langsam wie der Milchwagen fahren, denn der Weg ist zu schmal zum Überholen. Das alles geschah in vollkommener Ruhe und wirkte so gar nicht wie eine heldenhafte Einnahme. Es dauerte auch noch einige Stunden, bis alle – Ärzte, Personal, Patienten und die verbliebenen Klosterangehörigen – begriffen hatten, dass das Ende des furchtbaren Krieges da war, dann aber kamen uns doch die Tränen der Freude und Hoffnung. Diese Freude wurde jedoch bereits am nächsten Tag abgelöst von Entsetzen und Mitleid, als unsere Befreier die überlebenden KZ-Häftlinge nach St. Ottilien brachten.

Das war, wie mir mehrere Zeugen berichteten, folgendermaßen zugegangen: Auf dem Bahnhof in Schwabhausen, 4 km westlich von Geltendorf war seit Tagen ein Zug mit lauter versiegelten Viehwägen gestanden. Die amerikanischen Flieger vermuteten darin Waffen und Munition. Um jeden Widerstand bereits vor dem Einmarsch ihrer Truppen zu brechen, machten sie, wie vielerorts, einen Tieffliegerangriff auf diesen Zug – nicht ahnend, was sich darin befand. Die Deutschen hatten ihn in Richtung Osten vor der Front herfahren lassen, um den Anblick der entsetzlich abgemagerten Häftlinge, die man hastig in mehreren KZs gesammelt und in diese Viehwägen gebracht hatte, vor dem „Feind“ zu verbergen. Die Waggons wurden versiegelt, niemand kümmerte sich mehr um sie. Mehrere Häftlinge waren schon an Hunger und Durst darin gestorben.

Nach dem Tieffliegerangriff kam der Landarzt von Schwabhausen¹ nach St. Ottilien und bat den leitenden Arzt, Oberfeldarzt Dr. Maier, ca. 50 schwerverletzte Leute im Lazarett aufzunehmen. Dieser Arzt aber (anscheinend ein Mensch ohne Mitgefühl und Klugheit) antwortete: „Für Juden ist kein Platz in einem

¹ Dr. Philipp Arnold (1885-1948) schlug dies in Absprache mit Dr. Zalman Grinberg vor (vgl. Grinbergs Erinnerungen, Unsere Befreiung aus Dachau).

deutschen Lazarett.“ Ohne seine Genehmigung wurde dann aber doch ein Teil der Verletzten unten im Seminar untergebracht, auf Veranlassung einiger anderer Ärzte.²

Als drei Tage später die Amerikaner kamen, hörten sie von dieser Sache und – besonders erbost über die Antwort des Chefarztes – machten sie ganz St. Ottilien sofort zu ihrem Sperrgebiet (off-limits), ordneten die Evakuierung der deutschen Patienten an und belegten das Lazarett mit überlebenden Häftlingen aus den Konzentrationslagern.

Auch meine Kollegin kann sich noch gut daran erinnern, wie die jungen Soldaten, darunter frisch Operierte, Sterbende und Genesende, auf Bahren liegend, eiligst auf amerikanische Armeelastwagen geschoben wurden. Es war keine Zeit mehr gewesen, sie auf den Transport vorzubereiten, und so hatten sie nur die Lazarethemden an, hinten offen und mit Bändchen zusammengehalten. Wir liefen rasch, um Decken zu holen und sie ihnen überzuwerfen, denn es war ein kalter Tag. Binnen weniger Stunden war die Räumung abgeschlossen, die Lastwagen in einer Staubwolke verschwunden.

Nach und nach wurden immer mehr jüdische Häftlinge nach St. Ottilien gebracht. (Später organisierte ein Dr. Grinberg die weiteren Zugänge). Als sie kamen, waren die meisten von uns Angestellten wie gelähmt vor Entsetzen, und viele, so auch ich, beschlossen spontan, zu bleiben und zu helfen, wo es möglich war. Einige allerdings lehnten es ab, für Juden zu arbeiten, die sie für wertlose Untermenschen hielten. Andere erhielten von der amerikanischen Verwaltung keinen neuen Arbeitsvertrag – wegen ihrer braunen Vergangenheit.

Nie zuvor hatten wir Menschen gesehen, die so ausgemergelt und erschöpft waren, und seltsam und erschütternd war, wie sie kamen. In den siebziger Jahren gab es einen amerikanischen Film „Holocaust“, welcher die KZ-Erlebnisse beschreiben sollte. Heftige Ausbrüche von Verzweiflung, Panik, Tränen und Umarmungen sollten diesen Film anscheinend realistisch machen. Die Menschen aber, die zu uns kamen, waren ganz anders. Sie waren innerlich ausgebrannt, als könnten sie nicht mehr fühlen. Die unmenschlichen physischen und psychischen Leiden hatten die Ausdrucksfähigkeit abgetötet, und erst nach und nach fanden viele, wenn auch nicht alle, ihre Gefühlsfähigkeit wieder.

Das war der seelische Ausdruck. Der körperliche war fast noch schlimmer. Ich sehe sie heute noch vor mir, jeder Knochen zeichnete sich deutlich ab unter einer seltsam grau-trockenen Haut. Als Therapeutin musste ich mit ihnen auch in körperlichem Kontakt arbeiten, und ich vergesse nie, wie sich das anfühlte: die direkte Berührung der Knochen unter einer schillernden Haut.

Zuerst erzählten die ehemaligen KZ-Häftlinge fast nichts. – Es gibt wohl eine Tragik des Erlebens, die schlimmer wirkt als dramatische Ereignisse. Das war dieser furchtbare düstere Alltag im KZ. Erst aus stockenden und unzusammenhängenden Aussagen konnte ich mir ein wahrheitsgetreues Bild machen und den sogenannten „Morgenappell“ im KZ skizzieren. Allmorgendlich mussten die Häftlinge um 5 Uhr antreten, auch im Winter. Sie hatten nichts Warmes zum Anziehen. Die meisten hatten Durchfall, mussten aber in der Reihe stehend aushalten, ohne austreten zu dürfen. Der den Appell abnehmende SS-Mann erschien erst nach langem, sogar nach stundenlangem Warten. Wenn einer zusammenbrach, war es um ihn geschehen. Er wurde sofort erschossen. Das war KZ-Alltag!

Ins DP-Hospital St. Ottilien kamen viele baltische Juden, die sechs Jahre im KZ gewesen waren, auch viele polnische, nach fast ebenso langer Haft. Sie kamen aus vielen verschiedenen Konzentrationslagern; die Namen Buchenwald, Mauthausen, Dachau, Birkenau, Theresienstadt hörte ich oft nennen. Es kamen auch ungarische Juden, die erst kurz vor Kriegsende inhaftiert worden waren. Diese bildeten eine Extra-Gruppe, mit der die Verständigung besonders schwierig war, denn sie sprachen nur Ungarisch und kein Jiddisch wie die meisten anderen. Die meisten waren keine Konfessionsjuden, s'ie waren anhand von Einwohnerlisten von der SS überraschend geholt worden.

Auffallend war, das sich unter diesen vielen hundert Menschen nicht ein einziges Kind befand, auch kein einziges Ehepaar. Jeder hatte seine Angehörigen verloren. Manche hatten ein winziges Foto ihrer Lieben im

2 Die Schwerverletzten wurden im noch unbelegten Theatersaal bzw. Versammlungsraum der Klosterschule untergebracht.

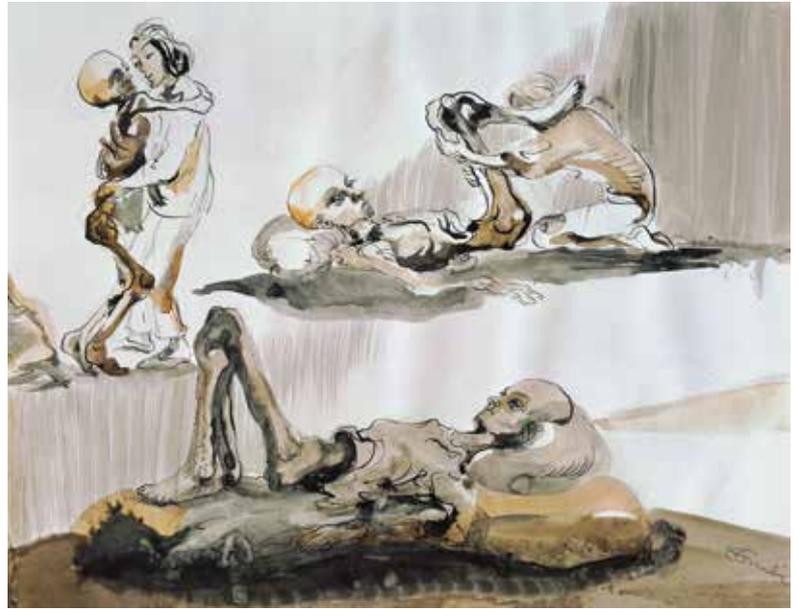


Zeichnung von Erika Grube: Behandlung im Rehabilitations-Zentrum.

Saum der gestreiften Jacke eingenäht und so gerettet. Sie baten mich um große Kohlezeichnungen, die ich anhand der kleinen Fotos anfertigte.

Seltsam erschien es auch, dass sie keinerlei Haß auf uns Deutsche hatten; im Gegenteil – wir erfuhren große Dankbarkeit für jede Zuwendung und Hilfeleistung. Ihr Hass dagegen galt den „Capos“, die – von der Lagerleitung aus ihren eigenen Reihen gewählt – Aufsicht geführt hatten. Manche dieser Capos waren als Denunzianten berüchtigt, die um eigener Vorteile willen viele Häftlinge in Folter und Tod geschickt hatten. Ich erinnere mich, dass die Militärpolizei einen Capo wieder aus St. Ottilien abholen musste. Häftlinge hatten ihn erkannt und wollten ihn lynchen. Sehr tragisch war es, dass gleich in den ersten Tagen ziemlich viele der Patienten bei uns starben. Daran waren nicht nur Epidemien von Typhus, Flecktyphus und Ruhr schuld, auch nicht nur Unterernährung und Erschöpfung: mehrere deutsche Lazarettärzte wurden nämlich als Angehörige der deutschen Wehrmacht in amerikanische Kriegsgefangenenlager verbracht; arbeitsfähige jüdische Ärzte gab es am Anfang noch nicht.

Nun hatten aber diese jahrelang unterernährten Menschen anfangs dringend eine ärztlich überwachte Diät benötigt, aber in diesem allgemeinen Chaos hörte man nicht auf die Warnungen der deutschen Ärzte. Die amerikanischen Soldaten, überwältigt von Mitleid beim Anblick dieser halb Verhungerten, gaben ihnen kiloweise Vollmilchpulver, Butter und Fleisch. Diese Menschen aber hatten jahrelang kein Gramm Fett bekommen weder Margarine, noch Öl, noch Fleisch. Heißhungrig stürzten sie sich darauf – und starben. Die meisten nachts. Oft sagte uns am Morgen ein Patient „Holt meinen Nachbarn ab; er liegt tot neben mir.“ Auf Strohmatte lagen sie am Anfang. Die Betten reichten ja nicht aus.

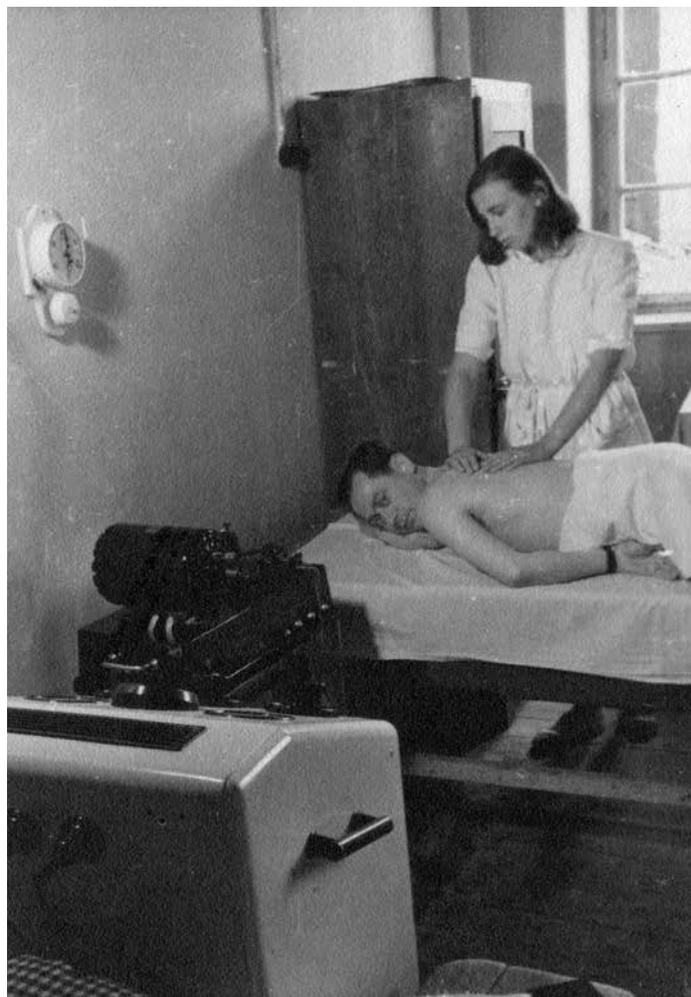


Zeichnung von Erika Grube: Jüdischer Friedhof in St. Ottilien, Behandlung eines Patienten (mit Selbstbildnis)

Ich hatte im Seminar im ersten Stock meinen Behandlungsraum. Eines Morgens kam ich etwas verspätet. An den beiden Massagebänken arbeiteten schon die Assistentinnen. Die erste behandelte gerade den Beinstumpf eines Amputierten, die andere massierte einen Polyneuritispatienten. Rundherum standen und saßen – wartend – viele Patienten, immer noch in den gestreiften KZ-Jacken und -Hosen. Quer zu den Massagebänken stand eine Trage am Boden (das waren zwei lange Stöcke mit Tuchbespannung dazwischen), und darauf lag ein Toter, unbekleidet, das Papierhemd zusammengelegt auf der Brust. Es hatte wohl niemand Zeit gehabt, es ihm anzuziehen. Die wartenden Patienten beachteten ihn gar nicht. Als ich sie bat, aus Achtung vor dem Toten alle den Raum zu verlassen, schauten sie mich erstaunt an und sagten: „Was macht das schon, ein Toter – Tote, die sind immer da.“ Als sie gegangen waren, zog ich mit Hilfe einer Assistentin dem Toten, bei dem bereits die Totenstarre eingetreten war, das Papierhemd an. Dann suchte ich im Seminar nach einem Pfleger. Als ich endlich einen fand und ihn bat, den Toten herauszuholen, sagte er mir: „Ihr müsst eben warten; es gab heute morgen so viele Tote, dass wir sie gar nicht so schnell wegschaffen können.“ Am selben Morgen sah ich einen alten Mann auf einer Trage im Flur liegen. Ich gab ihm Wasser.

Die Toten wurden in einem abgelegenen Raum unten im Seminar aufgebahrt, bevor sie auf einem Karren zu dem kleinen, rasch improvisierten Friedhof gebracht wurden. Der jüdische Ritus verlangt eine rasche Beerdigung, möglichst am selben oder am nächsten Tag. Dort hatte man ein Massengrab ausgehoben. Anfangs wäre eine andere Art des Begräbnisses völlig unmöglich gewesen. Oft kannte niemand die Namen der Toten; manche waren schon in dem Zug gestorben, manche Sterbende konnten nicht mehr sprechen; und das Pflegepersonal versuchte mit allen Kräften, den Lebenden die nötigste Hilfe zu geben. Niemand war da, der Zeit gehabt hätte, so viele Gräber auszuheben. Später bekamen diejenigen, deren Namen man noch feststellen konnte, Grabsteine, und diejenigen, die später starben, Einzelgräber, die man jetzt noch sieht. Heute ist dieser kleine Friedhof – gleich neben dem katholischen Friedhof und gegenüber dem Bahnhof – ein Ort des Friedens, von dem aus man einen herrlichen Blick in die weite Landschaft hat.

Das Merkwürdige ist, dass mir diese Zeit trotz allem in Erinnerung geblieben ist als eine Zeit der neuen Hoffnungen und des Aufbruchs zu hellen Horizonten. Ein Gefühl der Befreiung und der Ergriffenheit war auch ein Bestandteil der Atmosphäre. Um die intensiven Eindrücke zeichnend zu verarbeiten, beobachtete ich Sterbende und Tote. Die Gesichter zeigten im Todeskampf manchmal einen qualvoll-verzerrten Ausdruck. Um so erschütternder war es, die Wandlung auf den Gesichtern der Toten zu beobachten. Da glaubte ich



Zeichnung von Erika Grube: Einem Patienten wird Wasser gereicht, Sr. Erika bei der Physiotherapie.

oft, einen Ausdruck des „Endlich-angekommen-Seins“, der Erlösung und des Friedens zu sehen, hatten doch selbst Schwerkranke und Sterbende hier noch das Gefühl erleben dürfen, von der Angst vor Gewalt befreit zu sein, und das war wie ein großes Aufatmen.

So ist St. Ottilien zu einem Ort des Schutzes und der Hilfe für Kranke und Sterbende, aber auch ein Ort des Aufbruchs in helle Hoffnung für Genesende geworden. Hier konnten sie in Ruhe wieder zu sich selbst finden, obgleich die tiefsitzende Angst noch lange nachklang. Die Ärzte hatten keine leichte Arbeit, war ja schon die sprachliche Verständigung oft sehr schwierig. Polnisch, Russisch, Estnisch, Jiddisch und Ungarisch schwirrten durcheinander. Besonders Ungarisch konnte anfangs niemand dolmetschen. Das wirkte sich erschwerend auf die Diagnosestellung aus. Es gab auch viele seltene Erkrankungen, hervorgerufen durch extreme Mangelerscheinungen, so z.B. Polyneuritis, Lähmungen aller Art, auch Erfrierungen, die Amputationen notwendig machten, und nicht zuletzt die Epidemien, die bei den geschwächten Körpern schnell um sich griffen. Diese waren eine der häufigsten Todesursachen, neben den vielen tragischen Todesfällen durch plötzlichem fettes Essen. Die Patienten waren durch niemanden aufgeklärt worden über die Gefahren falscher Ernährung. In der Gärtnerei und in den Obstgärten stürzten sie sich auf das lange entbehrte Obst, das teilweise noch unreif war, und erkrankten oder starben auch daran.

Meine Chefin war eine jüdische Chirurgin, die vor ihrer KZ-Haft in Kowno ein Spital geleitet hatte.³ Sie gab mir Russischunterricht und ich ihr im Austausch Englischunterricht. Eines Tages wurde sie zu einer ungarischen Patientin gerufen, die sich in heftigen Schmerzen wand. Sie schrie und zeigte auf ihren Bauch, der aufgetrieben war wie bei vielen Hungernden. Da niemand Ungarisch dolmetschen konnte, war die Ärztin

3 Dr. Riwa Kaplan-Molk.



Zeichnung von Erika Grube:
Jüdischer Gottesdienst in St.
Ottilien.

ratlos – bis die Frau plötzlich ein Kind gebar. Mutter und Kind konnten später gesund entlassen werden; sie gingen 1947 nach Amerika.

Besonders in Erinnerung geblieben ist mir der Fall eines 17jährigen Jungen. In welchem Zustand kam er bei uns an: abgemagert bis auf die Knochen, mit den Fersen dicht am Gesäß. Er konnte die Beine keine Zentimeter ausstrecken, die Sehnen unter den Kniegelenken waren verkürzt und knochenhart, medizinisch ausgedrückt „Beugekontraktur“. Dieser Junge hatte im KZ Typhus bekommen. Typhuskranken wurden sofort getötet. Er aber hatte das Glück von einem guten Capo in einem Kohlekeller versteckt zu werden, zwischen zwei Kohlenhaufen. Dort war kaum Platz, nur 1,20 m Zwischenraum. So musste er sechs Wochen mit angezogenen Beinen liegen – zu schwach, um sich bewegen zu können –, bis er befreit wurde. Nach wochenlanger therapeutischer Arbeit versuchte ich, ihn vorsichtig auf die Füße zu stellen. Es war wie ein Wunder: er wurde wieder gehfähig und völlig gesund.

Unvergesslich ist mir auch der erste Gottesdienst, den die Patienten nach jüdischem Ritus im Freien abhielten. Sie hatten viele Jahre ihre Riten nicht ausüben, ja nicht einmal ihre Lieder singen dürfen; darauf standen in allen KZs strenge Strafen. Nun sind die Ostjuden sehr religiös. Martin Buber und Friedrich Weinreb waren bekannte Vertreter des Chassidismus, einer tiefen religiösen Weisheit der Ostjuden. Für alle orthodoxen Juden bedeutete das Verbot, ihre Gesänge und Riten zu praktizieren, eine seelische Bedrückung und Demütigung, die wir uns kaum vorstellen können. Eine große Menschenmenge hatte sich versammelt auf dem Platz vor dem Seminar und vor St. Florian und noch auf dem zur Winterschule ansteigenden Weg. Alle wollten dabeisein – und so schleppte man diejenigen, die noch nicht gehen konnten, auf Tragen und in Rollstühlen heran. Andere wurden geführt oder kamen mühsam auf Krücken. Die meisten trugen noch die gestreifte KZ-Kleidung. Es waren auch Rabbiner unter den Patienten. So stand ein Vorbeter, mit einem weißen, quadratischen Tuch auf den Schultern, vor der Menge; die meisten hatten sich auch weiße Tücher um die Schultern gelegt und das Haupt mit KZ-Mützen oder Hüten bedeckt. Sie bewegten sich schaukelnd im Rhythmus ihrer Lieder, und jeder sang vor sich hin, mit solch inbrünstiger Begeisterung, dass wir tief ergriffen waren. Wir, die wir dort arbeiteten, waren fast alle dabei, wir hatten die Patienten hingetragen und halfen, wo es nottat. Es waren zu dieser Zeit auch schon der Abt und mehrere Patres und Brüder, teils aus dem Krieg, teils aus Lagern und anderen Klöstern, heimgekehrt nach St. Ottilien. Auch diese sah ich neben der Menge stehen, und mancher von ihnen hatte Tränen in den Augen. Es war, als ob diese Lieder direkt zum Himmel emporstiegen, als Dank an unser aller Schöpfer.



Links: Dr. Riwa Kaplan Molk bei der Patientenvisite: rechts: "Survivors' Talmud" vom Juni 1946.

Ich habe damals eine Toleranz gelernt, die ich zuvor nicht kannte. Und das kam so: Die Patienten führten ihre altgewohnten Schabbes-Bräuche wieder ein, so wie sie dazu imstande waren. Das bedeutet, dass ab Freitagabend keinerlei Aktivitäten ausgeübt werden dürfen. Sie durften sich dann nicht einmal mehr selber einen Tee holen, selbst die Lichtschalter durften sie nicht betätigen – das wäre nach ihrem Glauben schon dem Anlassen eines mechanischen Gerätes gleichgekommen. Die Schwestern ärgerten sich oder sie lachten darüber. Einmal hatte eine Schwester vergessen, abends die Deckenbeleuchtung auszuschalten. Am nächsten Morgen fand sie die Lampe mit einem Tuch umwickelt vor, den Schalter hatte keiner der Patienten betätigen wollen; ein Tuch dagegen durfte man dafür benutzen. Für manchen von uns mag das wie eine lächerliche Anekdote klingen. Bevor wir aber lachen, sollten wir einmal nachdenken: Wie viele unserer Bräuche, die uns von Kindheit an selbstverständlich sind, mögen anderen lächerlich erscheinen? Und weiter: Was müssen diese Menschen gelitten haben, die jahrelang an der Ausübung ihrer jahrtausendealten Bräuche gehindert wurden? Und verbinden uns nicht auch mit diesen Menschen Achtung und Liebe zu denselben Psalmen und Propheten aus dem Alten Testament, die Jesus Christus oft in seinen Predigten zitierte? Sie ihrerseits haben damals nie über uns geschimpft oder gelacht: sie hatten Dankbarkeit und Achtung für uns.

Im Laufe der Zeit wurden immer mehr Patienten gehfähig. Die polnischen Juden fingen nach alter Gewohnheit rasch wieder an, Handel zu treiben. Sie hatten sich aus kleinen Kisten Bauchläden gebastelt, die sie sich an einem Riemen um den Hals hängten, und darin verkauften sie alles, was sie hier hatten bekommen können, vor allen Dingen durch die Amerikaner. So hatten sie Schnürsenkel, Orangen, Zigaretten, Sicherheitsnadeln, Seifenstücke usw. anzubieten.

Ab 1946 tauchte das Problem auf, wo die entlassungsfähigen Patienten ihr Leben weiter führen könnten. Die Amerikaner zogen sich mehr und mehr zurück aus der Verwaltung und überließen sie den Juden. Unter diesen traten die Zionisten hervor, die eine Auswanderung nach Israel propagierten.

Ich wurde eines Tages von der jüdischen Leitung in das Haus St. Florian gebeten. Dort fanden die politischen Besprechungen statt. Man trug mir als Graphikerin auf, Plakate anzufertigen, so z.B. für Tel Aviv, mit modernen Häuserblocks unter einer riesigen aufgehenden Sonne.⁴ Tel Aviv wurde praktisch aus dem Boden gestampft und sollte Flüchtlinge aufnehmen und in Israel ansässig machen. Für einen nationalen Staat Israel wurde von den Zionisten eifrig geworben. Das Hauptzentrum ihrer Ideen entstand damals in St. Ottilien bzw. im Raum München. Es war notwendig, für die Auswanderung nach Israel besonders zu werben. Zwar wollten fast alle Deutschland verlassen, aber das im Aufbau befindliche Israel hatte noch wenig Anziehungskraft für sie. Wer Verwandte oder Freunde in Amerika oder Australien hatte, ging lieber dorthin. Das betraf besonders die baltischen Juden. Die Auswanderungsformalitäten nahmen Zeit in Anspruch. So dauerte es bis 1948, bis das Kloster wieder über alle Baulichkeiten verfügen konnten.

Manches hat sich verändert in St. Ottilien in den vierzig Jahren, die seitdem vergangen sind. An der Stelle des heutigen asphaltierten Parkplatzes, auf dem jetzt die Besucher ankommen, stand damals ein altes Gasthaus. Es war ein echter Pilgergasthof, mit dicken Mauern, niedrigen Gastzimmern und kleinen Kammern unter der Dachschräge im ersten Stock. Die Fenster waren winzig, die Treppen eng und verwinkelt, die Fußböden hatten breite Holzbohlen. Es war damals schon über zweihundert Jahre alt. Als die Amerikaner das Kloster besetzten, machten sie es zu ihrem „Office“ (Bürgermeisteramt). Dort mussten wir uns Passierscheine besorgen, wenn wir die Klostermauern verlassen wollten. In den ersten Monaten allerdings war auch das nicht erlaubt, wir waren praktisch Gefangene.

Die alte Pilgergaststube war nun voll von amerikanischen Offizieren, die dort Musik hörten, tranken und rauchten. Es ging zu wie in einem Taubenschlag, denn die UNRA betreute seit etwa 1946 das Hospital, und sämtliche geschäftliche Angelegenheiten wurden hier abgewickelt. Das baufällige alte Gebäude musste später abgerissen werden. Ein neuer Gasthof entstand weiter draußen, ebenso wie andere Gebäude, die sich an die Winterschule und das Seminar anschlossen. Unverändert blieb der Grundbau der Winterschule mit der wunderschönen Barockkapelle zur hl. Ottilia. Nicht weit davon war damals die „Entlausungsstation“. Wir alle mussten dort hindurch während der Fleckfieberepidemie.

Die dunkel-geheimnisvolle Klosterkirche konnten wir nur vom Haus aus betreten. Ihre Außentüren hatte die Gestapo geschlossen. Das erste Pontifikalamt, welches der wiedergekehrte Erzabt Chrysostomus Schmid zelebrierte, war ein großes Ereignis. Die Kirche war erstmals wieder festlich erleuchtet, die schönen Priestergewänder wieder hervorgeholt. So viele Menschen nahmen daran teil, dass ich nur noch oben auf der Empore Platz fand.

Freude und Hoffnung auf die Zukunft erfüllten uns alle.

4 Es wurde möglicherweise auch für den oberen Umschlagsteil des „Survivors' Talmud“ verwendet.